

Weiter Schreiben *Magazin*

#5 März 2023



Dünnes Eis

Mit Texten von:

Omar Al-Jaffal, Lina Atfah, Rasha Azab, Sabina Brilo, Cíntia Gonçalves, Rabab Haidar, Monique Ilboudo, Heba Khamis, Nastaran Makaremi, Yirgalem Fisseha Mebrahtu, Mariam Meetra, Bilqis Soleimani, Aristide Tarnagda, Zmicier Vishniou, Joice Zau

Impressum

Weiter Schreiben Magazin 5/2023

Textredaktion: Christiane Kühl, Annika Reich

Bildredaktion: Maritta Iseler, Juliette Moarbes

Grafische Gestaltung: Daniela Burger

Übersetzung: Anne Emmert, Sonja Jacksch, Martina Jakobson, Michael Kessler, Sina de Malafosse, Sarah Rauchfuß, Claudia Steinitz, Miras W., Kerstin Wilsch, Tina Wünschmann, Osman Yousufi

Lektorat/Korrektorat: Dagmar Deuring

Druck: Druckhaus Sportflieger, Berlin

Mit Beiträgen von: Fatma Abodoma, Forough Alaei, Omar Al-Jaffal, Fedor Andreev (Pseudonym), Lina Atfah, Rasha Azab, Sabina Brilo, Cíntia Gonçalves, Rabab Haidar, Monique Ilboudo, Diero Issouf, Heba Khamis, Nastaran Makaremi, Yirgalem Fisseha Mebrahtu, Mariam Meetra, Schore Mehrdju, Nadia Mounier, Annika Reich, Bilqis Soleimani, Aristide Tarnagda, Helena Uambeme, Zmicier Vishniou, Joice Zau

Herausgeberinnen:

WIR MACHEN DAS / wearedoingit e. V.

Postfach 610254, D - 10924 Berlin

Vorstand: Prof. Dr. Julia Eckert, Prof. Dr. Sabine Hark, Amel Ouassa

Geschäftsführung: Sophie Boitel

Dieses Magazin entstand im Rahmen von *Weiter Schreiben Mondial*, einem Projekt von WIR MACHEN DAS, gefördert durch das Auswärtige Amt.

Alle Texte können in voller Länge und im Original auf der Website gelesen werden:

www.weiterschreiben.jetzt



www.wirmachendas.jetzt



Auswärtiges Amt

wir machen das
إنما نعمل
we're doing it

Weiter
Schreiben
.jetzt

Umschlagbild: „Selbstinszenierung Helena Uambeme“ © Helena Uambeme; Foto: Neptune

Editorial

Dünnes Eis steht als Metapher für das Leben und Schreiben aller hier versammelten Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten. Es geht dabei um Brüchigkeit und Gefahr, Vielschichtigkeit und die Illusion der Tragfähigkeit – aber eben auch um das Wissen, dass das Eis gebrochen werden muss, um zu überleben. „In der syrischen Diktatur habe ich von klein auf gelernt, wie ich auf dünnem Eis laufen muss. Wir standen also vor der Wahl: Entweder wir brechen es oder wir brechen ein. [...] Im Exil befinde ich mich immer noch auf dünnem Eis. Hier weiß ich nicht, wie ich auf ihm gehen soll“, beschreibt Dima Albitar Kalaji, eine der Kuratorinnen des Projekts *Weiter Schreiben Mondial*, die Situation.

Im Rahmen dieses Projekts legen Autor*innen aus acht Ländern mit ihren Erzählungen, Briefwechseln und Gedichten ein Zeugnis davon ab, was es bedeutet, auf dünnem Eis weiterzuschreiben. „Beim Schreiben kann ich die Frau, die in mir lebt, befreien“, so drückt es die angolische Dichterin Cíntia Gonçalves aus, und ihre afghanische Kollegin Mariam Meetra antwortet: „Die Emigration errichtet eine Grenze zwischen dir und deiner Vergangenheit.“ Sabina Brilo aus

Belarus berichtet der eritreischen Exildichterin Yirgalem Fisseha Mebrahtu, dass sie genau wie diese ihr Herz in der Heimat zurückgelassen habe, auch wenn sie nur dreißig Kilometer entfernt im litauischen Exil lebt. Die Briefwechsel hinterfragen die gängigen Zuordnungsdiskurse wie „Krieg und Krisen dort, Freiheit und Demokratie hier“, da für einige Autor*innen im Exil Deutschland ein Krisengebiet sein kann.

„Wir leben in einer globalisierten Welt, aber viel zu oft in verkapselten Realitäten, die selten (wenn überhaupt) miteinander in Berührung kommen“, so die belarussische Kuratorin des Projekts Iryna Herasimovich. „Wenn dies aber geschieht, wird deutlich, dass es zwischen Eritrea und Belarus, Burkina Faso und Syrien, Irak, Iran, Ägypten, Afghanistan und Angola viel mehr Parallelen und zwischen uns Menschen viel mehr Gemeinsamkeiten gibt, als es auf den ersten Blick scheinen mag. So kann eine unmittelbare Berührung mit unserer gemeinsamen komplexen Realität stattfinden, ohne die Schutzverpackung der konformen Berichterstattung oder von Ideologien.“

Genau diese Verbindungen will *Weiter Schreiben Mondial* offenlegen und stärken, um Verbindendes sichtbar zu machen. Und so stehen wir weiter für eine Politik des Teilens und eine Poetik der Weite – in dieser einen Welt.

Die Redaktion



Iryna Herasimovich, Kuratorin für Belarus

Fotos: Schore Mehrdju

Entweder wir brechen es oder wir brechen ein

Das Polyview mit den Kurator*innen von *Weiter Schreiben Mondial* Dima Albitar Kalaji (für Ägypten), Ana Sobral (für Angola), Iryna Herasimovich (für Belarus) und Ali Abdollahi (für Iran), geführt von Annika Reich.

Annika Reich: Dünnes Eis – das war die Metapher, die für euch die Situation in den Kriegs- und Krisengebieten und im Exil am anschaulichsten beschreibt.

Was bedeutet „dünnes Eis“ in diesem Kontext für euch und was lest ihr dazu aus den Erzählungen, Gedichten und Briefwechseln heraus, die ihr kuratiert habt?

Iryna Herasimovich: Für mich geht es dabei um die Vielschichtigkeit und die vielen Unsicherheiten, die die Situation in Belarus und im Exil charakterisieren. Es gibt die Oberfläche und die Schichten darunter und die muss man immer mitdenken. Auch wenn wir nicht wissen können, was darunter ist, sind wir doch abhängig davon. Für mich bedeutet diese Vielschichtigkeit außerdem auch ein Sprechen, das nicht schwarz-weiß, nicht klischeehaft verläuft.

Ana Sobral: Einige sehen das dünne Eis und andere nicht oder wollen es nicht wahrhaben. In Angola gibt es immer noch viele Menschen, die nur das Positive gelten lassen. Dabei ist die Schicht in diesem Land sehr dünn. Die Autor*innen aber, mit denen wir bei *Weiter Schreiben Mondial* arbeiten, sagen: Nein, da ist etwas anderes darunter, und darauf will ich hinweisen. Sie wenden sich gegen diese Erzählungen, dass das Eis schon immer dick und sicher gewesen sei. Sie zeigen

mit ihren Geschichten: Es war schon immer dünn und es wird immer dünner, es bricht, wenn wir es nur berühren. Sie stehen genau an dieser Bruchstelle.

Ali Abdollahi: Wenn man weiß, was dünnes Eis bedeutet, ist es nicht gefährlich. Dann weiß man, was man tun muss, dann läuft man eben nicht darauf. Gefährlich wird es erst, wenn man das nicht weiß, besonders wenn man das Wasser, die ganz andere Welt darunter, nicht kennt. Vielleicht ist es nicht gefährlich, wenn man darin schwimmen kann, aber wenn man es nicht kann, gerät man in Gefahr. Oft weiß man nicht, wann das Eis dünn wird. Exil kommt ja immer unerwartet. Obwohl vieles im Leben schwierig gewesen sein mag, kann man trotzdem nicht sagen, wann man fliehen muss, wann es passiert. Die Erfahrungen des Exils sind dabei genauso individuell und vielfältig wie die Exilant*innen selbst. Jeder und jede muss ihm selbst begegnen.

IH: Ja, und genau das macht das Exil zu einer sehr einsamen Erfahrung. Man kommt irgendwohin, wo die Menschen ihr geordnetes Leben führen, auch wenn sie dir wohlgesonnen sind. Und das, was du durchmachst, ist nicht Teil ihrer Erfahrung. Jedes Exil ist anders. Exil als Überbegriff für all diese verschiedenen Erfahrungen ist also eher ein Tarnwort. Der große Vorteil von *Weiter Schreiben Mondial* ist, dass es hier genau um die verschiedenen Erfahrungen geht, die die Menschen sammeln.

Wenn man weiß, was dünnes Eis bedeutet, ist es nicht gefährlich, dann läuft man eben nicht darauf. Gefährlich wird es erst, wenn man das nicht weiß.

So schimmert viel von den unterschiedlichen Situationen durch, die sonst unsichtbar und unverstanden bleiben.

Dima Albitar Kalaji: In der syrischen Diktatur habe ich von klein auf gelernt, wie ich auf dünnem Eis laufen muss. Ich wusste, wie vorsichtig ich sein musste, um nicht einzubrechen. Gleichzeitig war mir bewusst, dass wir es brechen müssen, um zu überleben. Wir standen also vor der Wahl: Entweder wir brechen es oder wir brechen ein. Das war eine schwierige Balance. Wir mussten alles riskieren und uns gleichzeitig schützen. Ich habe mein ganzes Leben im Überlebensmodus verbracht und dann, in den letzten Jahren hier in Deutschland, wo ein anderer Modus gefragt ist, ist mein System plötzlich abgestürzt. Im Exil befinde ich mich ja immer noch auf einem dünnen Eis, wenn auch auf einer ganz anderen Ebene. Hier weiß ich nicht, wie ich auf ihm gehen soll, wo es bricht, und muss es wieder neu lernen. Dabei denke ich immer, dass es brechen wird. Gleichzeitig nehme ich wahr, dass das Eis in Deutschland dünner wird. Ich kenne dünnes Eis ganz genau und bin

da vielleicht sensibler als andere. Eins kann ich aber sicher sagen: Wenn das Eis einmal dünn geworden ist, ist es viel schwieriger, es wieder zu verdicken. Man muss also wirklich aufpassen.

IH: Auch in Belarus war und ist es so: Einerseits muss ich auf dünnem Eis gehen und gleichzeitig muss ich es brechen. In jeder Situation muss man das wieder neu abtasten und entscheiden.

AS: *Weiter Schreiben Mondial* zeigt in seiner Mannigfaltigkeit genau diese Perspektiven der Exilautor*innen, die uns sagen: Das Eis hier ist nicht so dick, wie ihr denkt. Diese Feinfühligkeit, von der du sprichst, Dima, die bringt eine andere Perspektive ein, andere Erfahrungen. Die Stimmen aus Iran, Belarus, Ägypten, Angola, Burkina Faso, Syrien und die Geschichten, die aus diesen Ländern erzählt werden, sind sich untereinander und auch uns nicht fremd. Das dünne Eis ist nicht weit weg und es hat ähnliche Muster.

DAK: Ja, das ist für mich auch das Schöne an diesem Austausch: Die Diktaturen spielen Menschen gegeneinander aus, während wir



Das Polyview fand im Berliner Hebbel-Theater (HAU1) statt. In der Mitte: Ali Abdollahi, Kurator für Iran



Ana Sobral, Kuratorin für Angola

hier die Chance haben zu erkennen, wie viel wir gemeinsam haben.

AR: In Deutschland heute zu denken, das Eis wäre schon immer dick, ist ja auch eine sehr steile These. Trotz Nazihintergrund sind sehr viele von uns Deutschen aber so erzogen. Und aus dieser Position heraus wird dann auf geflüchtete Menschen gezeigt und gesagt: Sie rütteln an unserer Stabilität. Das ist ein geschichtsvergessener Diskurs, der nicht mit dem eigenen Schamgefühl umgeht. Wir haben gelernt, mit der Schuld unserer Großeltern zu leben, aber das Schamgefühl, dass wir selbst von dieser Geschichte so stark geprägt sind, das bleibt oft ungesehen.

IH: Bei den Texten, die hier veröffentlicht werden, erkennt man: Es geht nicht um die nationalen Unterschiede, sondern darum, dass wir alle Menschen sind. Mich berührt diese Möglichkeit der Verbindung untereinander, diese Offenheit.

DAK: Menschen, die so tun, als ob das Eis immer schon dick gewesen wäre, machen das vielleicht auch als Schutzreaktion, weil es Angst macht, sich diese gefährliche Situation immervor Augen zu halten. Deswegen müssen manche in ihrer Bubble bleiben.

AS: *Weiter Schreiben Mondial* bricht mit diesem Wunsch, das dünne Eis nicht zu sehen. Das Projekt ist eine Plattform für Perspektiven, die es jetzt in den Diskursen hierzulande gibt, weil eben so viele exilierte Autor*innen und Intellektuelle hier leben. Spannend zu sehen, wer sich an die Illusion des immer schon dick gewesenen Eises klammert und wer erkennt, ah, nein, es ist tatsächlich dünn. Genau diese Erfahrungen kann man mit den hier versammelten Literaturen machen und dabei sehen: Das ist nicht fremd oder woanders, das ist auch unsere Realität hier.

IH: Es geht darum, diese Autor*innen zu unterstützen und ihre Sensibilität auszuhalten.

AR: Iryna hat die Autor*innen einmal gefragt, wie sie mit dem ideologischen Sprechen umgehen, wann sie sich auf dieses ideologische Sprechen zurückziehen, wo man wie spricht und wie sie mit diesen unterschiedlichen Modi

Ich habe von klein auf gelernt, auf dünnem Eis zu laufen, um nicht einzubrechen. Gleichzeitig war mir bewusst, dass wir es brechen müssen, um zu überleben.

des Sprechens umgehen. Schreiben sie in ihren Ländern genauso wie im Exil oder gibt es da Unterschiede?

AA: Im Iran gibt es zwei Sparten der Kultur bzw. der Literatur: Es gibt offiziell genehmigte Veröffentlichungen und es gibt die auf dem Schwarzmarkt – als Buch, PDF, Raubkopie oder im Internet. Beide Sparten haben ihr eigenes Publikum. Die jüngeren Dichter*innen sprechen sehr nackt, im Internet ohne Zensur, die älteren sprechen in Metaphern, manchmal blumig. Es gibt die Tapferen, die schreiben alles ganz konkret hin, aber viele, die vielleicht seit dreißig Jahren in Deutschland leben, haben noch immer Angst, dass sie oder ihre Familien im Iran verhaftet werden. Auch hier in Deutschland ist der Geheimdienst sehr aktiv. Man sagt, dass in den letzten vierzig Jahren in Europa mehr als 230 Menschen von der iranischen Regierung getötet wurden. Ich persönlich bin kein politischer Aktivist, sondern nur im Kulturbereich erfolgreich, aber ich kann sagen: Selbst das Atmen ist im heutigen Iran etwas Politisches!

IH: Auch in Belarus werden die Verwandten von Regimekritiker*innen festgenommen und in bester KGB-Tradition zu widerlichen Geständnissen gezwungen. Ich habe mich übrigens auch nie als Aktivistin gesehen, nie die bewusste Entscheidung getroffen, gefährliche Dinge zu tun, sondern nur meine Arbeit getan, zwanzig Jahre lang die Kultur-

Luanda, 6. April 2022

Cíntia Gonçalves an Mariam Meetra
Beim Schreiben kann ich die Frau, die in mir lebt, befreien, dem Chaos freien Lauf lassen, grausame Wahrheiten hervorholen, die bis dahin unter den Teppich gekehrt wurden, und das Schweigen beenden, das jedem, der ein Herz besitzt, in den Ohren schmerzt.

Berlin, 25. Mai 2022

Mariam Meetra an Cíntia Gonçalves
Die Emigration errichtet eine Grenze zwischen dir und deiner Vergangenheit, die manchmal nicht in Worte zu fassen ist. Du musst abwarten, ob du mit der Zeit die Kraft findest, dich auszu-drücken. Ich kann meinem Gefühl auch nur schreibend Ausdruck verleihen: diesem fortwährenden Gefühl, unvollständig und sprachlos zu sein. Jenem aufgezwungenen Schweigen, das den Menschen glauben lässt, er hätte seine Stimme verloren, und nur schreibend ist es möglich, ein wenig davon zu erzählen.

Aus dem angolischen Portugiesisch von Michael Kegler

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

szene in Belarus mit aufgebaut. Dabei ging es mir nie um Mut, sondern um die eigene Integrität. Ich finde es zum Beispiel sehr verdächtig, wenn Menschen hier oder in der Schweiz, die in Belarus gar nicht aktiv waren, sich plötzlich als Revolutionär*innen inszenieren. Das ist zwiespältig: Dürfen Menschen, die in Belarus nicht aktiv waren oder das dort nicht einmal miterlebt haben, hier jetzt für uns sprechen?

AR: Wir haben jetzt viel über das Sprechen und das Schreiben geredet, aber einige der Autor*innen schreiben auch über das Schweigen. In einem ihrer Briefe an die afghanische Dichterin Mariam Meetra schreibt Cíntia Gonçalves aus Angola von einem Schweigen, das in den Ohren brennt. Was fällt euch dazu ein?

IH: Für mich steht dieses Schweigen für den Moment, in dem ich schon weiß, es wird jetzt sehr gefährlich, wenn ich gleich etwas sage, aber ich muss es tun.

DAK: Für mich bedeutet es eher ein Zum-Schweigen-gebracht-Werden. Ich werde hier im Exil oft nicht ernst genommen jenseits der Themen, die mit mir als Geflüchteter zu tun haben. Nach neun Jahren im Exil werde ich immer noch sehr basale Fragen gefragt wie: Lebst du gerne hier? Gehst du wieder zurück? Vergleich doch mal dein Leben hier und dort? In diesen Fragen geht es nicht um mich, sondern nur darum, dass die fragenden Personen sich besser fühlen. In neun Jahren darf ich nur über Syrien und das Exil sprechen, sonst interessiert die Menschen hier nichts. In Interviews und Artikelanfragen ist das durchgehend so. Auch das empfinde ich als eine Art von Zensur. Also bitte, Leute, updatet eure Fragen!

AS: Ja, und das bringt viele Exilierte zum Schweigen. Es wird zwar viel gesprochen und geschrieben über das Exil und geflüchtete Menschen, aber auf eine Art, die eine bestimmte Wahrheit zum Schweigen bringt.

DAK: Ich will ja über das Exil sprechen, aber nicht so. Eine geflüchtete Person zu sein ist ein politisches Thema und ich habe darüber viel zu sagen, nicht nur über die Diktatur, aus der ich geflohen bin, sondern auch über

das Land, in dem ich jetzt lebe. Aber ich will darüber differenzierter sprechen, jenseits dieses Labels.

AS: Noch mal zum Schweigen: In Angola ist ja angeblich alles in Ordnung seit dem Ende des Bürgerkriegs 2002, angeblich gibt es dort seither eine Demokratie. Die Menschen vor Ort wissen aber genau, was sie alles nicht sagen dürfen. Die Repression findet nicht mit einer sichtbaren Gewalt statt, sondern mit der Androhung: Wenn ihr über Politik sprecht, dann fängt der Bürgerkrieg wieder an. Das kritische Denken hat uns nur zerstört, also seid bloß still! Die jüngere Generation lässt sich aber nicht mehr zum Schweigen bringen, sie schreiben darüber.

AR: In vielen der Erzählungen und Briefe taucht das Thema des weiblichen Widerstands auf und die spezifische Situation, die Frauen betrifft, wenn es um das „dünne Eis“ geht.

AS: Die Frauen der neueren Generation in Angola wissen, wie verstrickt das Land mit

Im Exil befinde ich mich immer noch auf dünnem Eis. Hier weiß ich nicht, wie ich auf ihm gehen soll, wo es bricht, und muss es wieder neu lernen.

dem Westen ist wegen Öl und Diamanten, wie viel Korruption es gibt, und sie sagen es. Die reichste Frau Afrikas ist die Tochter des ehemaligen Präsidenten, der 37 Jahre an der Macht war. Die angolische Autorin Cíntia Gonçalves hat noch nie so offen und klar über sich und die Situation der Frauen in ihrem



V. l. n. r.: Annika Reich im Gespräch mit Iryna Herasimovich, Ana Sobral, Dima Albitar Kalaji und Ali Abdollahi



Dima Albitar Kalaji, Kuratorin für Ägypten

Land geschrieben wie in dem Briefwechsel mit Mariam Meetra, und das ist so, weil sie eben an eine Person außerhalb ihres Landes schreibt, für die dieses Wissen nicht selbstverständlich ist. Dabei ist die junge feministische Bewegung dort durchaus sehr international angelegt. Und die Frauen wissen, dass sie es sind, die in Angola die Gesellschaft tragen.

AA: Im Iran ist ja seit Beginn der Aufstände alles anders. Die Frauen sind auf der Straße. Insgesamt sind bis heute, Ende November, 400 Menschen ermordet worden, 18.000 wurden festgenommen, Hunderte haben ihre Augen verloren. Das Regime zerschlägt die Aufstände brutal, aber die Menschen gehen weiter auf die Straße und die Frauen sind sehr stark auf den Demonstrationen vertreten. Im Iran sind die Frauen sehr gebildet, etwa siebzig Prozent der Studierenden sind Frauen. Das liegt an der Armut, die nach der Revolution entstanden ist. Männer müssen seither immer arbeiten. Die Jungen studieren also nicht so oft, sondern versuchen gleich einen Job zu finden. Deswegen sind die Frauen gebildeter und politisch kämpferischer. Frau, Leben, Freiheit – das ist die Parole. Europa muss die iranischen Demonstrationen unbedingt unterstützen, denn auf der anderen Seite stehen Russland und China. Es gibt also Geld und Waffen. Wenn es keine Sanktionen gibt, dann wird dieser Aufstand zerschlagen werden.

IH: Hast du das Gefühl, dass Sanktionen helfen, Ali?

AA: Gezielte Sanktionen gegen Regierungsmitglieder ja. Sie sollen nicht mehr in die EU reisen dürfen, ihre Familien müssen belangt werden, die ja zum großen Teil in den USA oder Kanada leben mit dem gestohlenen Geld des iranischen Volkes. Die Presse ist nicht frei im Iran. Doch viele Regierungen zögern wegen Gas und Öl und vielleicht auch aus Angst davor, wer danach kommt. Wir Autor*innen müssen so viel darüber schreiben, wie wir nur können.

IH: Ich erkenne das alles wieder, was du da beschreibst. Als es die Aufstände in Belarus gab, haben wir alle darauf gewartet, dass die Welt endlich erkennt, was wir da tun, und uns hilft. Aber es ist nichts passiert.

Luanda, 6. April 2022

Cíntia Gonçalves an Mariam Meetra

„Jetzt sind die Straßen meiner Stadt – die ich so sehr vermisse – ein ausnahmsloses Männerreich.“ Dieser Satz aus Deinem Brief hat mich sehr berührt, ich spüre ihn beim Schreiben in meinem Kopf widerhallen. Er lässt mich auch an die Situation der Frauen in Angola denken. Weit entfernt von den Entbehrungen, die afghanische Frauen hinnehmen müssen, gibt es doch auch in Angola die sogenannte „historische Unsichtbarkeit der Frauen“.

DAK: In Syrien hat die Weltgemeinschaft auch nicht geholfen.

IH: Sabina Brilo aus Belarus und Yirgalem Fisseha Mebrahtu aus Eritrea schreiben darüber in ihrem Briefwechsel: Wo sind die Strukturen, die für eine solche Unterstützung sorgen können? Es ist natürlich wichtig, darauf aufmerksam zu machen, aber glaubst du wirklich, die Regierungen wissen nicht, was los ist, Ali? Vielleicht braucht die Weltgemeinschaft ganz andere Wege, um auf solche Situationen angemessen zu reagieren. Die Vereinten Nationen haben sich da nicht unbedingt bewährt. Es fehlen Mechanismen und Strukturen, um Situationen wie die in Belarus und Iran wirklich zu beeinflussen. Sonst können sie weiter machen, was sie wollen. Wir brauchen das Bewusstsein, dass wir alle in einer Welt leben. Und daran arbeitet *Weiter Schreiben Mondial*. ■■■■■

Ai

Zwanzig Pfund und eine halbe Stunde in einer der Hütten von Bir Masoud waren alles, was Ali aufbringen konnte, um mit Zainab zu schlafen. Schon seit Jahren hatte er sich gewünscht, es würde ihm gelingen, diesen Ruf loszuwerden: „Du Frau!“

Sie hatten ihn verspottet und er hatte sich zuerst geärgert, doch dann hatten sich seine Ohren an die Worte gewöhnt. Seine Gefühle hatten die ganze Zeit seine widersprüchlichen Gedanken darüber genährt, wie er sich selbst sah. In seinem Innersten wusste er, dass er nicht wie seine Freunde und andere Jungen in seinem Alter war. Er war auch nicht so, wie Souad ihn beschrieben hatte, die Frau seines Vaters, die ihn nach dem Tod seiner Mutter großgezogen hatte. Vielleicht hatte sie gespürt, was für ein Mann Ali werden würde, aber sie hatte diesen Gedanken immer wieder vertrieben. Ali war sich nur einer Sache sicher: Jedes Mal, wenn er in den Spiegel schaute, blickte ihn jemand an, den er nicht kannte.

In dieser Nacht war Ali eine ungewöhnliche Idee gekommen. Sie schien eine Möglichkeit zu sein, seiner Ächtung ein Ende zu setzen. Die schmale Gasse hinter den Wohnblöcken in der Al-Amrikan-Straße war gefüllt mit Müll und den Abfällen der Geschäfte, die

die Häuser umgaben. Die Leute mieden sie wegen des üblen Gestanks. Aber Ali nahm diesen Weg, um den Blicken der Menschen auf den anderen Straßen zu entgehen und ruhig nach Hause zurückkehren zu können. Die Gasse stöhnte in dieser Nacht mit einer Stimme, die er kannte. Sie drang aus einem kleinen weißen Fiat, der jemandem von außerhalb des Viertels gehörte, und klang mit zunehmendem Tempo hektischer.

Zainab wohnte nicht in diesem Viertel, aber sie war immer dort, als sei es ein zweites Zuhause für ihre Koketterie, ihr frivoles Lachen, ihren kurzen Rock und ihr gefärbtes Haar, das sie oben zusammenband. Nur eine Locke fiel auf der rechten Seite herab und blieb immer wieder an ihren langen Wimpern hängen, so dass sie sie wegstreichen musste. Sie stellte sich ans Ende der Straße, schaute in den Spiegel und rückte ihr Haar zurecht. Dann öffnete sie die Knöpfe ihrer engen Bluse, umrandete ihre Lippen mit einem schwarzen Kajalstift, wie es gerade Mode war, und warf unbekümmert einen letzten Blick in den Spiegel, ohne sich um die unbehaglichen Blicke um sie herum zu scheren.

Niemand wusste, woher sie kam und wohin sie an manchen Tagen verschwand, aber meistens war sie da. Sie ging von Haus zu Haus, um den Frauen die Augenbrauen zu zupfen und Zucker und Wasser in einem Topf auf den Herd zu stellen, um Zuckerpaste

**Sie ging von Haus zu Haus,
um den Frauen die
Augenbrauen zu zupfen
und Zucker und Wasser in
einem Topf auf den Herd
zu stellen, um Zuckerpaste
herzustellen.**

Vilnius, 18. Juli 2022

Sabina Brilo an Yirgalem Fisseha
Mebrahtu

Weißt Du, ich vermisse mein Zuhause sehr. Ich möchte so gern hinfahren und die Wohnung von Grund auf putzen. Eigentlich putze ich nicht besonders gern, aber jetzt würde ich so gern eine Art Weltordnung in dieses kleine Territorium meines eigenen Lebens bringen, aus dem ich herausgerissen wurde.

München, 24. August 2022

Yirgalem Fisseha Mebrahtu
an Sabina Brilo

Eine ganze Familie in Eritrea anzutreffen ist hingegen eine große Ausnahme. In den sozialen Medien der Eritreer gibt es ein bekanntes Bild, das immer wieder die Runde macht. Die Bildunterschrift lautet: „Die einzige ganze Familie, die in Eritrea übriggeblieben ist“. Es ist ein Bild der Familie des Staatsoberhauptes.

Aus dem Russischen von Tanja
Wünschmann

Aus dem Tigrinischen von Miras W.

herzustellen. Damit entfernte sie den Frauen am Donnerstagabend die Haare. Manchmal verkaufte sie rote und rosafarbene Lippenstifte zu günstigen Preisen und in schönen Formen, die den Bräuten gefielen. In jedem Haus im Viertel gab es einen Lippenstift mit einem goldfarbenen Gehäuse in Form eines Pfaus, dessen Schwanz sich sanft bog.

Man hörte Zainab im Auto atmen und stöhnen unter dem Gewicht von jemandem, von dem nur das lockige Haar und der füllige Körper zu sehen waren. Die Szene wurde von Fayza Ahmeds Stimme begleitet, die aus dem Autoradio kam, jedoch nicht laut genug war, das Stöhnen und das Geräusch des vibrierenden Wagens zu verbergen.

Als Ali sie sah, blickte sie ihn herausfordernd an. Es war kein verzweifelter Blick, wie er der Situation angemessen gewesen wäre, wo doch keiner wissen sollte, welchem Gewerbe sie nachts nachging. Es schien eher, als hätte sie sich mit seinen Freunden verschworen und wollte ihn verspotten, indem sie seine Identität bloßstellte. Er hatte nie gezeigt, dass sie ihm gefiel. Er fürchtete den Blick aus ihren großen schwarzen Augen, die sie mit mehreren Kajalschichten umrandet hatte, um ihnen Tiefe zu verleihen. Doch er beschloss, die Gelegenheit beim Schopfe zu packen, und so wartete er am Ende der Gasse einige Minuten, bis der Besitzer des Autos fertig war und losfuhr.

Zainab strich ihren engen Rock glatt, trug Lippenstift auf ihre schmalen Lippen auf, richtete ihr gefärbtes Haar und machte sich auf den Weg, begleitet vom monotonen Rhythmus ihrer Absatzschuhe. Sie sah Ali am Ende der Gasse und verabredete sich eilig mit ihm, damit er darüber schwieg, was sie am Ende der Nacht in den Gassen des Viertels tat.

Alis Geld war nicht wichtig für sie und sie kümmerte sich auch nicht darum, was sie von den Leuten in den Häusern und Schlafzimmern über ihn hörte. Er war ein interessantes Gesprächsthema für die Frauen und Mädchen, die seine offensichtliche Schönheit bewunderten. Aber die Fragen, die sich ein jeder über ihn stellte, ließen alle darauf



„Ali“, Mixed Media digital, 2022

bedacht sein, dass ihr Ruf nicht mit ihm in Verbindung gebracht wurde. Sie erzählten davon, wie er nachts mit Lippenstiftspuren auf dem Mund und geglättetem Haar schwankend nach Hause kam und dass sein Bruder Sayyid sich von ihm abgewandt hatte und kaum noch ins Viertel zurückkehrte.

Auch Zainab gefiel seine Schönheit. Bei den Männern aus den untersten Schichten der Gesellschaft, mit denen sie schlief, und jenen, die nach schneller Befriedigung suchten, interessierte sie sich nicht weiter für ihr Aussehen, denn sie sahen ohnehin alle gleich aus. Genauso wenig schenkte sie deren über-

triebenem Gerede von ihrer Männlichkeit Beachtung. Letzten Endes umarmte sie die Männer und stöhnte unter ihren Körpern, um ihnen zu bestätigen, welche Manneskraft sie hatten und welchen Eindruck sie auf sie machten. Ihr Körper hatte allmählich gelernt, sich zu verstellen, und wenn die Zeit eines Mannes um war, stieß sie ihn von sich, um nach dem nächsten zu suchen.

Mit seinen zarten Gesichtszügen, den braunen Augen, seiner glatten, bronzefarbenen Haut, dem weichen Haar und dem sauberen, schlanken Körper war Ali anders als jeder, den ihr Körper je gekannt hatte; diese

Immer wenn Zainab ihn in den folgenden Tagen auf einer Straße sah, verfolgte sie ihn mit ihren Blicken und der lautlosen Bewegung ihrer Lippen, die die Worte formten, die für alle Zeiten an ihm haften würden: „Du Frau!“

„Geschmacksrichtung“ kannte sie noch nicht und wollte sie gern ausprobieren. Als Ali in dieser Nacht nach ihr verlangte, empfing sie ihn mit offenen Armen.

Vor ihnen tobte das Meer und hinter ihnen stand eine Reihe von Kabinen, die den Strand von Bir Masoud vor den Augen der Menschen verbargen. Die meisten sahen verlassen aus und an vielen Stellen blätterte die Farbe ab. Es waren kleine Räume mit einem Badezimmer und einer laut knarrenden Holztür. Doch das Rauschen des Wassers, das vom Meer durch die Öffnungen am Boden in den in der Nähe gelegenen Brunnen von Bir Masoud eindrang, übertönte das Geräusch der Türen. Es verbarg es vor den Menschen, die jene beobachteten, die hinabgestiegen waren und nach den Münzen im Brunnen tauchten. Als die Leute wegen der Kälte und der Dunkelheit gegen Mitternacht gegangen waren, flüsterte Ali dem Wächter zu, er solle eine Kabine auswählen, in der er einige Zeit mit Zainab verbringen könnte.

Der Wächter öffnete eine Tür am Ende der langen Reihe von Kabinen. Ali drückte ihm das Geld in die Hand und er und Zainab schlüpfen hinein. Sie trug einen gelben Rock und eine enge Bluse mit Pflanzenmustern, die ihre weißen Schultern und ihr Dekolleté enthüllte. Um den Hals trug sie eine große

kupferfarbene Kette und dazu ein goldenes Armband in Form einer Schlange, die ihren Schwanz im Maul hielt.

Zainab öffnete mit beiden Händen die Knöpfe der engen Bluse und tastete nach Alis Hand, um sie auf ihren weichen Körper zu legen, während sie mit der anderen Hand an den Knöpfen seines ebenfalls mit Pflanzenmustern bedruckten Hemdes herumnestelte.

Alis Herzschlag beschleunigte sich, als Zainab sich mit einer Hand an seinen Körper herantastete. Mit der anderen Hand schob sie ihren gelben Rock nach oben über ihre Schenkel. Sein Gesicht wurde heiß, als ihre Hand, die seinen Körper befühlte, zwischen seinen Schenkeln verharrte, und er schob sie von sich weg. Im Mondlicht, das durch das kleine Fenster fiel, enthüllte Zainab ihre Brüste und den Rest ihres Körpers. Er starrte sie lange an. Seine Augen, die sonst zu ergründen versuchten, was sich unter den Röcken und leichten Blusen der Frauen verbarg, hatten nun gesehen, was sie wollten, und er holte tief Luft. Er berührte seinen Körper, doch er schämte sich vor sich selbst und wich Zainab aus. Sie spürte seine offensichtliche Scham und näherte sich ihm, um zu vollenden, was sie begonnen hatte, doch er zuckte erneut zusammen und zog sich von ihr zurück. Hastig brachte er seine Kleider in Ordnung und öffnete schnell die Tür, um davonzurennen und eine Schande zu hinterlassen, die er nie mehr würde auslöschen können.

Am nächsten Tag wurde das grüne Fenster von einem kühlen Windstoß geöffnet. Ali zitterte unter seiner Decke. Er rieb sich die Augen und verspürte eine starke Übelkeit. Er wandte sich dem kupfernen Kronleuchter zu, unter dem er schlief, und meinte zu halluzinieren, weil er letzte Nacht getrunken hatte, nachdem er von Zainab weggegangen war. Er rollte sich auf der Seite des Betts zusammen und schob die Decke ein wenig weg, um sich aufzusetzen. Er versuchte das Gleichgewicht zu halten, doch das Bett rutschte unter ihm weg und er fiel zu Boden.

Nach einigen Momenten, in denen er die Anspannung spürte, die in der Luft lag, ging

er aus seinem Zimmer zum kleinen Fernseher im Wohnzimmer. Auf dem Bildschirm sah er Aufnahmen von zerstörten Gebäuden, schreienden Frauen und schluchzenden Menschen, die sich um die Opfer drängten, die in den Ruinen der Gebäude eingeschlossen waren. Das Erdbeben war in der Hauptstadt sehr heftig gewesen, aber Alexandria war nur geringfügig betroffen. Hier waren lediglich einige alte Gebäude eingestürzt und obwohl Ali von der Atmosphäre des Todes erschüttert war, konnten die Angst und die Traurigkeit, die die Situation beherrschten, die Spuren der Schande der letzten Nacht nicht beseitigen.

Immer wenn Zainab ihn in den folgenden Tagen in einer Gasse oder auf einer Straße sah, verfolgte sie ihn mit ihren Blicken und der lautlosen Bewegung ihrer Lippen, die die Worte formten, die für alle Zeiten an ihm haften würden:

„Du Frau!“

Der Text ist ein Ausschnitt aus dem Roman „Masaken Al-Amrikan“, erschienen 2021 im Verlag Dar El Shorouk.

Foto: privat



Heba Khamis ist eine preisgekrönte Schriftstellerin und Journalistin. Sie lebt in Alexandria, Ägypten.

München, 24. August 2022
Yirgalem Fisseha Mebrahtu
an Sabina Brilo

Ich denke, dass es in diesem Augenblick wohl niemanden gibt, der mir wünscht zurückzukehren. Meine Familie und meine Freunde haben sich darüber gefreut, dass ich nach der Haft, bei der ich um mein Leben rang, fliehen konnte. Ob mein Land mich erwartet, weiß ich nicht. Doch sage ich immer, dass ich mein Herz dort zurückließ. Darum kann ich Dir sagen, mein Herz erwartet mich sicher.

Vilnius, 6. November 2022
Sabina Brilo an Yirgalem Fisseha Mebrahtu

Liebe Yirgalem! Du schreibst, dass Du Dein Herz in Deiner Heimat zurückgelassen hast. Genau dasselbe sage auch ich. Nur bist Du weit von Deinem Land entfernt, ich aber – stell Dir vor! – lebe nur dreißig Kilometer von der belarussischen Grenze entfernt. Dennoch ist die Leere an der Stelle des Herzens wohl dieselbe wie bei Dir.

Das besetzte Haus

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

Iraj versuchte Shahnaz in der Dunkelheit zu erkennen. Den gekrümmten Schatten, den sie auf die Betonwand warf, sah er nicht, sah ihr Zittern nicht, konnte es aber fühlen. Ähnlich einem leichten Erdbeben vielleicht, das man auch nur fühlt, oder wie MIGs, wenn sie einander dicht über die Dächer der Häuser hinweg den Himmel entlang jagen und das unheimliche Donnern die Scheiben und die Wände erzittern lässt. Er schleppte sich zu ihr hinüber und drückte ihren Arm. Er fand ihn ganz verloren irgendwo in dem weiten Ärmel des Regenmantels. Angst überkam ihn. Angesichts dessen, dass sie in kurzer Zeit so mager, ausgezehrt und knochig geworden war; angesichts dessen, dass eine Schicht ihrer Körperhülle einfach so verschwunden und nur die Haut zurückgeblieben war. Einer seiner Albträume fiel ihm ein. Er hatte Shahnaz inmitten einer Wüste verloren ... hatte auch die Kinder verloren ... er lief umher und konnte sie nicht sehen ... die Koffer hatte er zurückgelassen ... hatte auch das Auto, die staubigen Möbel und das blaue

Kinderfahrrad in der Wüste zurückgelassen. Er hörte ihre kläglichen Schreie, ließ sich nieder und kämpfte sich durch den Sand, sicher, seine Frau und seine Kinder seien lebendig unter den Massen von Sand begraben. Durch den Druck in seinen Fingern, die sich fest um das zerknüllte Betttuch gekrallt hatten, war er aufgewacht. Er hatte Shahnaz neben sich liegen sehen. Ausgestreckt auf dem Bett, mit ihrer dunklen Haut und dem schwarzen Haar, das ihr wie ein Strom über die Schultern rann, die Augen ungeschminkt, das Gesicht ruhig. Eine kalte Ruhe war das gewesen, die Ruhe einer Kranken. So sah das Gesicht eines Menschen aus, der dem Tod gegenüberstand und sich ihm bereits ergeben hatte. Iraj hatte ihrem regelmäßigen Atem gelauscht und die Kinder betrachtet, die nebeneinander schliefen ... dann war ihm nach Weinen zumute gewesen und nach einer Zigarette.

Er war aufgestanden, zum Fenster gegangen und hatte sich die Zigarette angezündet, während sein Kopf sich schon wieder mit den realen und lebendigen Albträumen gefüllt hatte. Im Wachen sah er noch immer die kopflose Gestalt Naeems, wie sie über das Gelände der Ö raffinerie, auf das die Raketen niederprasselten, hinter ihm herlief und ihn nicht erreichen konnte und nicht verstand, dass der Kopf weg war und dass es jetzt an der Zeit wäre, zu fallen und liegenzubleiben, und dass es nicht mehr notwendig war zu rennen.

Iraj hatte ihrem regelmäßigen Atem gelauscht und die Kinder betrachtet, die nebeneinander schliefen ... dann war ihm nach Weinen zumute gewesen und nach einer Zigarette.

Kairo, 1. August 2022
Rasha Azab an Lina Atfah

Was ich fühle, liebe Lina, ist die Erosion, das gewaltsame Verlassen, die zwangsweise Loslösung, die bebende Erde unter meinen Füßen.

[...]

Die letzten Reste der Erinnerung von den Regalböden und aus den Schubladen zu klauben, fühlte sich an wie das Aufrollen einer abgerollten Garnrolle, deren Anfang nicht zu finden ist.

Wanne-Eickel, 13. September 2022
Lina Atfah an Rasha Azab

Ich habe in zwei verschiedenen Wohnungen in Deutschland gelebt und kein Verlustgefühl gespürt, als ich sie verließ.

[...]

Ich schließe meine Augen über Deinem leuchtenden Stern, über dem Fluss, der Wüste, den Häusern, den Geschichten und den schönen Zeilen, die Du mir schriebst, dann packe ich die Angst am Nacken wie eine Katze und schreibe meine Geschichte, die ich immer verliere auf der Suche nach den Antworten.

Aus dem Arabischen von Sonja Jacksch
Aus dem Arabischen von Osman Yousufi

Shahnaz wandte ihm ihr Gesicht in der Dunkelheit zu und klopfte mit ihrer Hand einige Schneeflocken von ihren Schultern. „Bist du sicher, dass das richtig ist?“, fragte sie wohl schon zum hundertsten Mal in die Dunkelheit hinein. Als hätte er darauf gewartet, brach es aus ihm heraus: „Alle haben es gemacht ... Nader ... du weißt schon, Nader Nawbakhti und seine Leute ... hast du es nicht mitbekommen? Niemand hat sich darum geschert ... und überhaupt, in dieser Lage – wie kannst du sagen, was richtig oder falsch ist? Bis wann sollen wir denn in den Baracken bleiben? Bis sie das Wasser abstellen?“ Er schnaufte. Sein Atem stieg in kleinen Wolkenschwaden auf. Er tastete die Hosen- und Jackentaschen nach einer weiteren Zigarette ab, zündete sie an und blies den Rauch durch die dicht herabfallenden kleinen weißen Schneeflocken hindurch. Shahnaz' Zähne schlugen immer noch aufeinander. „Ich habe Angst ... wenn plötzlich jemand vor uns steht, was dann? Für was hält man uns denn dann? Doch wohl für Diebe oder Obdachlose ... bedenk doch unseren Ruf ...“ Die Zigarette im Mundwinkel fuhr Iraj sie an: „Unseren Ruf? Du machst dir ernsthaft jetzt noch Gedanken über unseren Ruf? Denk lieber an die Kinder ... sollen sie in dem Drecksloch krank werden?“

Shahnaz presste die blauen Lippen aufeinander. Sie hatte Iraj von der Stelle an Sepidehs Arm bisher nichts erzählt. Ihr war zuerst gar nicht in den Sinn gekommen, dass es etwas Schlimmeres sein könnte, sie hatte die Stelle für eine gewöhnliche Verletzung gehalten, die bald wieder abheilen würde. Aber dann hatte Dr. Mohammad Zamani sich die Stelle angesehen und gesagt: „Eine Aleppobeule ist das, meine wertige Frau – Parasiten. Da kann man nichts machen. Nicht kratzen. Die Stelle würde sich entzünden und die Wunde dadurch nur tiefer werden. Reinigen Sie den Arm mit Betadine und halten Sie ihn an der frischen Luft. Schnell abheilen wird das allerdings nicht.“ Shahnaz hatte ihre Hände fest in die Oberschenkel gekrallt. „Jetzt danken Sie Gott, dass die Stelle nicht im Gesicht ist und das Kind sein ganzes Leben damit herumlaufen



„Photo of the old house“, Fotografie, 2021

muss. Der Arm ... so häufig sieht man den ja nun nicht“, hatte der Arzt sie zu trösten versucht. Aus dem Kloß in ihrem Hals war eine feste Kugel geworden, die sich in Shahnaz' Kehle auf und nieder bewegte.

Die beiden horchten auf und neigten den Kopf. Jemand kam auf dem Gehweg in ihre Richtung gelaufen. Sie erkannten Peyman, der sich im Lauf die Oberarme vor Kälte rieb. Er trug nur ein dünnes Hemd. In seinen Haaren hatte sich der Schnee abgesetzt. Er musste bereits einige Stunden in dieser Kälte auf den Straßen unterwegs gewesen sein. Sicher war er den ganzen Weg hierher zu Fuß gelaufen. Aufregung glänzte in seinen Augen – und eine tiefe Müdigkeit. Er hob den Blick und starrte

auf eine Stelle irgendwo oben in Block VI des Gebäudekomplexes. „Gehen wir, bevor jemand kommt“, sagte er mit zitternder Stimme. Shahnaz folgte Peymans Blicken das Gebäude hinauf. Iraj warf das Ende seiner Zigarette auf den Boden und trat sie mit der Schuhspitze aus. Er zog seinen Mantel aus und legte ihn Peyman um die Schultern, dann ergriff er Shahnaz' Hand und zog sie mit sich: „Hab keine Angst. Komm, gehen wir!“ Er fühlte die zarten Knochen ihrer Hand zerbrechlich in seinen Pranken liegen. Shahnaz nahm sich zusammen und die drei liefen das Treppenhaus des sechsten Blocks hinauf. Der ganze Gebäudekomplex gehörte zu einem Unternehmen, das Flugzeuge herstellte und das



„Safe corner“, Fotografie, 2020

die Amerikaner hier aufgebaut hatten. Die Wohnsiedlung war ein Teil davon. Jetzt waren die Amerikaner weg und hatten die Siedlung zurückgelassen. Strom und Wasser gab es jedoch noch. Das allein reichte aus, dass sie alle sich auf den Weg gemacht hatten und hierher, in das „besetzte Haus“ gekommen waren. Binnen kurzer Zeit hatten die Wohnungen sich mit kriegszerrütteten Familien gefüllt.

„Eine Aleppobeule ist das, meine werte Frau – Parasiten. Da kann man nichts machen.“

[...]

Peyman stand vor einer der Wohneinheiten, in denen kein Licht brannte. Ein, zwei Mal musterte er das Schild. „Hier ist es“, sagte er. „Sicher?“, fragte Shahnaz beklommen und hauchte sich vergeblich in die Hände. Ihr Atem war kaum wärmer als die Luft um sie herum im zugigen Laubengang. „Ja. Ganz sicher“, sagte Peyman. „Wir sind vorher schon einmal hier gewesen.“ Er schielte zu Iraj hinüber, der sich beeilte zu bestätigen: „Ja, das ist es. Es steht leer ... wir haben uns umgehört.“ Shahnaz sagte nichts. Peyman legte seine Hände an das Fenster und fing an zu schieben. Das Fenster zitterte auf seiner Schiene, dann bewegte es sich ächzend zur Seite. Iraj stützte sich mit beiden Händen auf den Fensterrahmen, zog sich nach oben und kletterte hinein. Peyman folgte ihm und streckte dann seine Hand aus, um Shahnaz ebenfalls hineinzuziehen. In der Küche roch es nach abgestandenem Essen.

Nach Verfaultem und Verbranntem zugleich. Und nach fremden Menschen. „Es stinkt hier, oder?“, fragte Shahnaz. Peyman zog die Schultern hoch.

Iraj stellte sich in den Türrahmen. Shahnaz drückte den Lichtschalter. Es wurde hell in der Küche. In der Spüle waren einige schmutzige Gläser und Tassen abgestellt, auf deren Böden irgendwelche Rückstände festgetrocknet waren. Auf der Anrichte ein Salzstreuer, zwei Teller mit gesprungenem Rand, ein kleiner zerbeulter Topf, ein Gasherd mit drei Flammen. In einer Ecke stand auch ein kleiner Kühlschrank, dessen Stecker man aus der Steckdose gezogen hatte. Peyman schaltete das Licht wieder aus. „Die ganze Einrichtung ist noch hier, wir hätten nicht herkommen sollen, Idioten!“, rief Shahnaz mit erstickter Stimme. „Das heißt nichts“, sagte Iraj, ohne sie anzusehen, „in allen diesen Häusern stehen noch Sachen rum ... wir stellen sie einfach vor die Tür.“ Sein Tonfall war munter und unbeschwert. Shahnaz machte jäh einen Satz auf ihn zu und packte ihn mit einer Kraft, die angesichts ihrer zarten Finger unwahrscheinlich war, an den Schultern: „Was soll das heißen? Wir warten? Schauen mal? Was soll das heißen?!“

Peyman ging an den beiden vorbei ins Wohnzimmer, von dem aus man durch ein großes Fenster auf das Gelände draußen schauen konnte, und startete in die weite Nacht, die hinter dem Fenster durch die Lampen im Innenhof etwas erleuchtet wurde. Iraj griff Shahnaz beim Arm und zog sie ins Wohnzimmer: „Schau es dir an! Hier ist genügend Platz für uns alle ... sowohl für uns als auch für die Kinder ... für Peyman und deine Eltern. Es gibt eine Schule hier in der Nähe ... die Kinder wären nicht länger auf diesem Schrottplatz eingepfercht.“ Shahnaz wand sich aus seinem Griff. Ihre Stimme zitterte vor Wut. „Das hier ist das Zuhause anderer Menschen, gottverdammte! – Wo sollen die denn sein? Wenn sich jetzt einer von ihnen hier blicken lässt, was dann?!“ Peyman stand mit dem Rücken zum Fenster, das Gesicht von der Dunkelheit verborgen. Das Licht vom Innenhof zog einen

leuchtenden Rahmen um seine Gestalt. „Also erstens – das weiß jeder – muss man diese Wohnungen gut verbarrikadieren, also, die Schlösser austauschen. Das ist Regel Nummer eins, wenn man ein Haus besetzen will. Zweitens: Da lange Zeit niemand hier gewesen ist ...“ – „Genau ... hier hat sich wirklich lange nichts getan“, bestätigte Iraj, „das Pärchen nebenan hat gesagt, dass sie, seitdem sie hier leben, niemanden haben kommen oder gehen sehen. Und jetzt machst du dich irre wegen der Möbel!“

Shahnaz ignorierte die beiden, ging zu einem der anderen Zimmer und lugte hinein. Als sie das Licht einschaltete, erschien gegenüber ein Doppelbett. Ein Eisengestell mit zwei Kissen und einem zerknüllten Laken, darauf ein grobes Blumenmuster in Hell- und Dunkelblau. Ganz ähnlich den Betttüchern, die sie bei dem jüdischen Stoffhändler in ihrem Viertel gekauft und mit denen sie ihr eigenes Bett bezogen hatte, in ihrem Haus in ihrer Stadt.

Der Text ist ein Ausschnitt aus der Kurzgeschichte „Das besetzte Haus“. In voller Länge finden Sie den Text auf www.weiterschreiben.jetzt.



Nastaran Makaremi ist preisgekrönte Schriftstellerin, Dozentin, Journalistin, Künstlerin, Filmemacherin und Aktivistin. Sie lebt in Teheran, Iran.

Foto: privat

Nadia Mounier

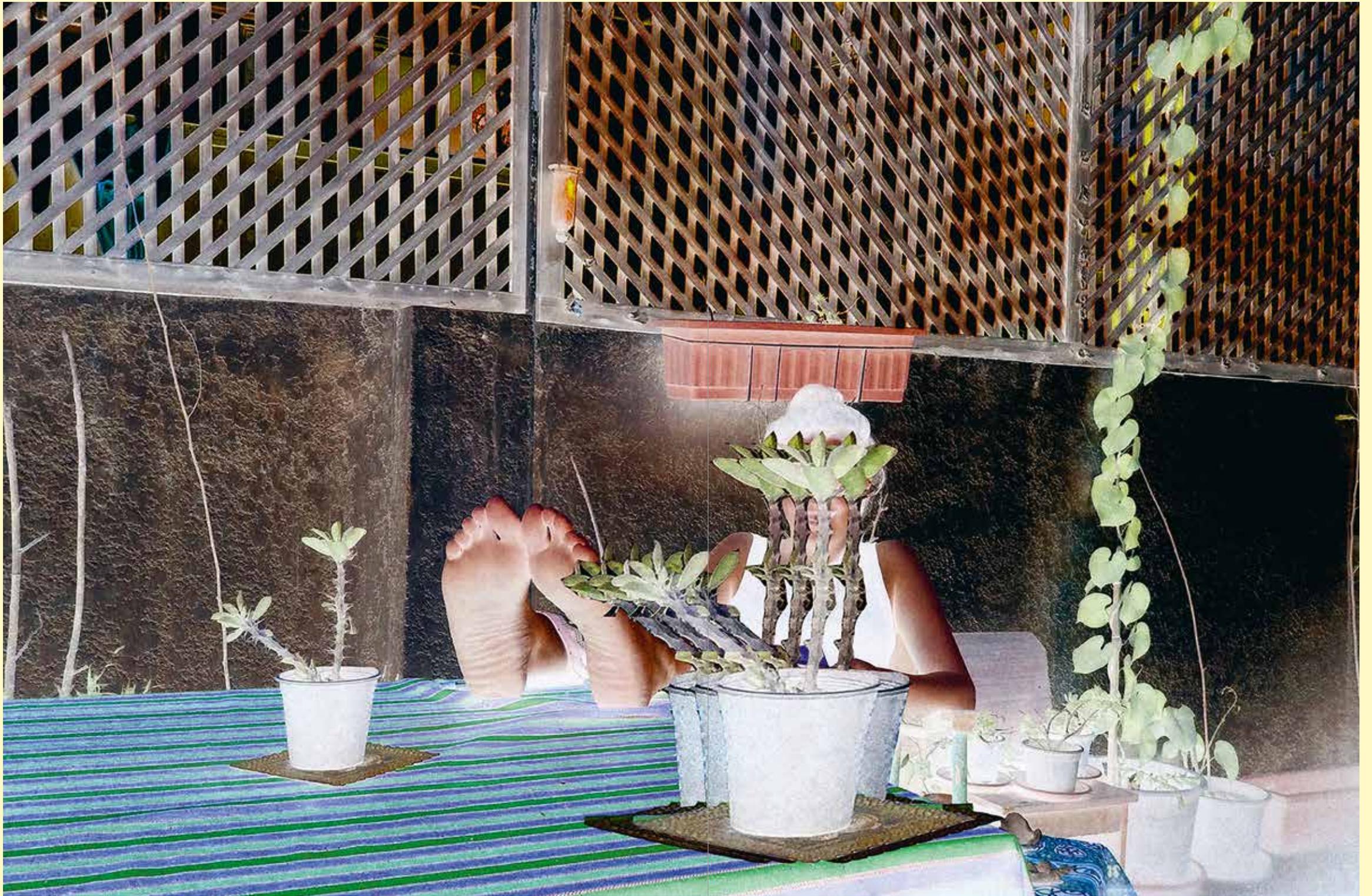
Was That Really You?



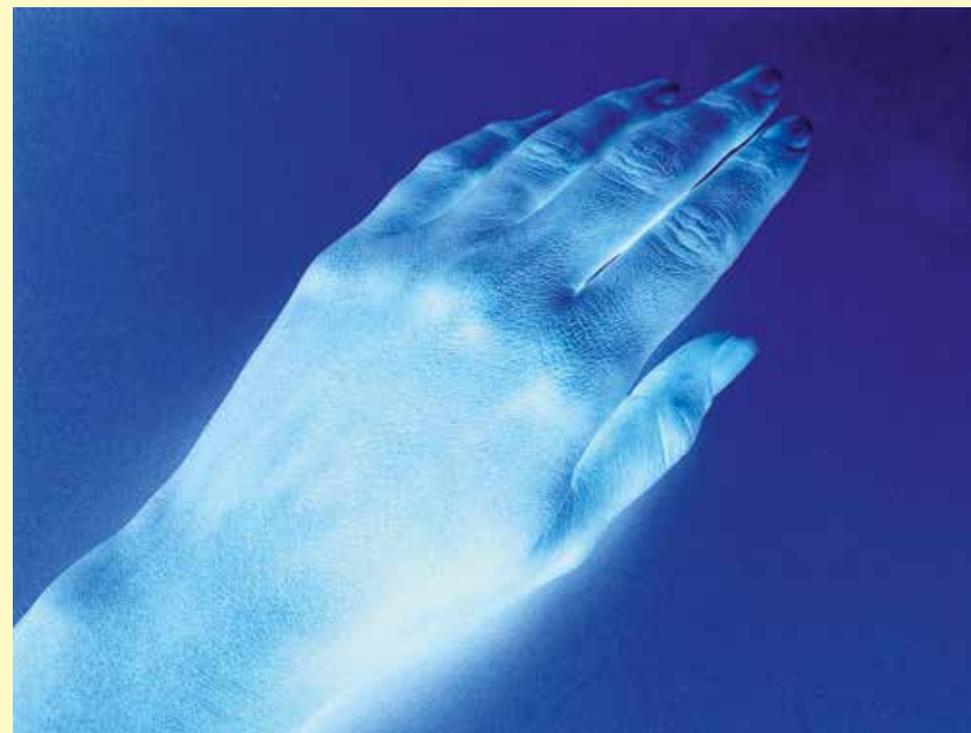
Alle Bilder auf diesen Seiten aus der Serie „Was That Really You?“
(jeweils ohne Titel)

Links: 5/5, Tintenstrahldruck, 40x30 cm, 2016

Oben: 4/5, Tintenstrahldruck, 25 x 15 cm, 2017



5/5, Tintenstrahldruck, 40 x 60 cm, 2016



Links: 4/5, Tintenstrahldruck, 90x60 cm, 2017

Oben: 4/5, Tintenstrahldruck, 60x90 cm, 2017

Unten: 4/5, Tintenstrahldruck, zerknittertes Fotopapier, 40x50 cm, 2017



Links: 4/5, Tintenstrahldruck, 25 x 15 cm, 2017
 Oben: 4/5, Tintenstrahldruck, 15 x 25 cm, 2017

In ihren jüngsten Arbeiten untersucht Nadia Mounier die bildliche Darstellung von Frauen in öffentlichen und vermeintlich privaten Kontexten in Ägypten. Im Rahmen einer vierjährigen Studie mit dem Titel „Was That Really You?“ zeigt Mounier den Status von Frauen in Bildern und im realen

Leben, indem sie diese Bilder neu kontextualisiert und ihre Ästhetik dekonstruiert. Mit einem besonderen Interesse an Formen der Selbstinszenierung und Zensur wechselt sie ständig zwischen den Rollen der Bildkonsumentin und der Bildproduzentin, zwischen Selbstbild und Fremdwahrnehmung.

Meine Freiheit ist betrunken und tanzt nackt

Aus dem Belarussischen von Martina Jakobson

Kurz vor Neujahr bekam ich aus Schweden die Mitteilung, ich sei unter sechzig Literaten für ein Stipendium ausgewählt. Da war sie – die Freiheit! Ich genoss schon in Gedanken, wie ich an meinem neuen Buch über das Dorf Ažurajsci schreibe, über den Schriftsteller Adam Globus und hundert Gramm Wodka, über den Philosophen Ales Garbul und dessen wundertätige Weintrauben, über den Schriftsteller und Künstler Artur Klinaŭ und dessen Differenzen mit dem Provokateur Maksim Žbankoŭ, über die Holzbalken aus Lyntupy für das Dampfbad und über den Sanitärtechniker Sanja.

Beginn des Stipendiums sollte der 3. Januar 2022 sein, ein wirklich ungünstiger Zeitraum für eine Abfahrt. In Belarus wird am 1. und 2. Januar gefeiert, man trinkt Sekt und dazu gibt es Torte. Wie organisiere ich nur meine Abfahrt, ohne zu spät anzukommen? Keine leichte Aufgabe, ich mache mich mit Enthusiasmus ans Werk.

Ich höre mich bei ein paar Freunden um, sie geben mir den Rat, mir eine Dienstreise genehmigen zu lassen von dem Verlag, in dem ich arbeite, denn es könnte sein, dass den belarussischen Grenzbehörden meine Einladung zum Stipendium nicht ausreicht. Man muss wissen, wegen Covid haben die belarussischen Behörden die Ausreise aus dem Land eingeschränkt: Jetzt ist dies nur noch alle drei Monate möglich und man muss seine Reise rechtfertigen – mit einem Arbeitsvertrag oder als Geschäftsreise. Seltsame Geschichte, weil sie normalerweise die Einreise in das Land einschränken. Bestimmt eine politische Frage. So war es dann auch, mein Verdacht bestätigte sich – die Einladung haben sie sich nicht einmal angeschaut. Für die belarussischen Zollbeamten war eben die Dienstreise wichtig.

Ach, ja, was für ein wunderbares Wort – „Dienstreise“! Da bekommt man gleich Lust, es in Silben zu zerlegen: „Dienst-rei-se“. Es zischt wie billige postsowjetische Hotels oder eine lokale Limo, also Bier. Es verspricht schäbige Wände und seltene Tierchen – Kakerlaken. Träume von einer eigenen Dusche und Toilette. Worüber ich spreche? Du spazierst bis ans Ende des tunnelartigen Hotelkorridors und machst eine Entdeckung: Das ist der Ort, an dem deine Wasseranwendungen stattfinden werden. Und wage es bloß nicht, an einen schneeweißen Swimmingpool oder, Gott bewahre, an eine Badewanne zu denken – im besten Fall erwarten dich angegilbte, risige Badfliesen. Aus irgendeinem Grund haben Zimmer in solchen Hotels altertümliche Deckenlampen, Spiegel und diese Nachtschränken mit den laut quietschenden Türchen aus der Zeit des real existierenden Sozialismus. Dienst-rei-se... Ja, solche Assoziationen habe ich. Was ich damit meine? Die belarussische Einöde und staatlich geführte Hotels. Aber ich will euch keine Angst einjagen, auch bei uns gibt es wunderschöne Landstriche.

Belarus wollte die Impfstoffe aus dem Westen nicht, die die Europäische Union im Rahmen der „Östlichen Partnerschaft“ kostenfrei

Teheran, 7. August 2022

Bilqis Soleimani an Omar Al-Jaffal

Lieber Omar, Sie sind der sechste Iraker, mit dem ich im Laufe meines Lebens in Kontakt komme, und der erste, dem ich von mir und den Erfahrungen, die mein Leben geprägt haben, schreibe. [...] Doch der Dialog ist das Gegengift der Diktatur.

[...]

Bei unserem Austausch handelt es sich nicht nur um ein Gespräch zwischen einer Iranerin und einem Iraker. Ich bin überzeugt, dass unser Austausch das Potenzial hat, ein Segen zu sein, für mich und für Dich, die wir unterschiedlichen Geschlechts sind und unterschiedlichen Generationen angehören. Wir können im Herzen der kollektiven Geschichte des Nahen Ostens unsere individuellen Geschichten verorten und Erkenntnisse erster Hand voneinander gewinnen, indem wir uns diese besonderen Geschichten erzählen.

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

angeboten hat. Immerhin hat Lukaschenka erklärt, warum es keinen Sinn mache, Covid-Impfstoffe aus dem Westen nach Belarus zu importieren: „Die wollen, dass wir Pfizer, Johnson & Johnson, Moderna oder ähnliche Impfstoffe bei uns einführen. Wozu? Damit die [Oppositionellen] sich impfen lassen, einen Pass bekommen und dann – ab zu ihren Leuten! Sich vom Westen ‚impfen‘ lassen – dafür brauchen sie das! So ist es!“ Hm, nach diesen Worten fühlt man sich wie ein Verräter, der in das „feindliche Lager“ gewechselt ist. Ich wollte mich mit westlichen Vakzinen impfen lassen, aber es ging nicht. Und mit chinesischen Vakzinen oder mit dem russischen Sputnik wird man im Westen nicht reingelassen. Darum bin ich bis heute nicht geimpft.

In Minsk führen, neben staatlichen Dienstleistern, auch kommerzielle Anbieter PCR-Tests durch. Pech gehabt, am 1. Januar machen auch die zu. Weil in der Nacht zuvor ein Feuerwerk und Sektkorken durch die Lüfte pfeifen. Der Salat Olivier gewinnt, wie es so schön heißt. Es ist leichter, Wichtel in der Nacht aufzustöbern, als diesen geheimen PCR. Dieser PCR ist zu einer gefährlichen Waffe geworden, einer Art Panzerfaust, verboten für den Verkauf.

Was tun? Ich kratze mich am Hinterkopf. Dann rufe ich im staatlichen „Städtischen Zentrum für Hygiene und Epidemiologie“ an. Sie raten mir, ohne Anmeldung beim Labor am Busbahnhof vorbeizukommen: „Manchmal nehmen die dort jemanden auch ohne elektronische Voranmeldung dran, wir sind ja alle bloß Menschen.“ Vorbeikommen, dann eben vorbeikommen. Einen Versuch ist es wert. Ich mache mich auf den Weg. Vor dem Labor hat sich schon eine Menschenmenge versammelt, die wie ein Bienenstock summt. Die eine Hälfte der Wartenden mit Anmeldung, die andere ohne, aber alle scheinen auf etwas zu hoffen. Endlich geht es los, eine Laborantin kommt, die wie eine Möwe aussieht – in weißer Kleidung mit Schnabelhaube. Sie verkündet, unangemeldete Personen werden nicht angenommen. Da wettern die alle los! Eine junge Frau jault, sie müsse gleich in den Bus nach



„Minsker U-Bahn“, Fotografie, 2022

Was ist das eigentlich – Freiheit? Vielleicht ist sie eine Art Beefsteak, das auf dem offenen Feuer gebraten werden muss?

Moskau steigen, von dort habe sie ein Flugticket nach Deutschland. Jemand jammert, er müsse zu einer Hochzeit. Ein junger Mann beruft sich auf seine Alkoholsucht. Auf all das Gejammer reagiert die Laborantin ruhig, sie versichert, sie könne leider mit nichts behilflich sein, die Wartemarken für Freitag und Samstag seien morgens immer innerhalb von fünf Minuten weg.

Das war's dann wohl – Reise verschoben. Ich bin durcheinander, unglücklich. Vollkommen platt. In meinem Kopf – Indianer mit Tomahawks und Feuersbrünste. Die Reise ist futsch. Ich steige in die Straßenbahn Nummer 1, fahre nach Hause. Ich sollte mir heute aus Kummer Trickfilme anschauen. Plötzlich ruft mich meine Frau an und verkündet freudig, es sei eine Wartemarke aufgetaucht im Labor am Bahnhof und sie habe mich auch schon angemeldet. Oh, mein Gott! Annahme in dreißig Minuten! Ich stürze aus der Straßenbahn. Winke ihr zum Abschied. Sie antwortet mir mit ratternden Rädern. Und es scheint, als lächele sie mir mit metallischen Zähnen zu. Ich halte ein Taxi an und sause zum Bahnhof.

Der negative PCR-Test ist – in meiner Tasche. Am liebsten hätte ich ihn geküsst, als sei er ein Schmuckstück, als sei er mein Zauberkraut

Vielleicht tanzt meine Freiheit, betrunken und nackt, mit bloßen Füßen in der heißen Pfanne?

gegen alle Krankheiten. Ich bin zufrieden und satt von Freiheit, atme auf wie ein Mensch, der soeben freigekommen ist. Am liebsten würde ich die Arme ausbreiten und aus voller Kehle schreien: „Uga-aga!!! Uga-aga!!! Heureka!!! PCR!!! Du mein einzigartiger, heißgeliebter PCR!!! Uga-aga!!!“ Am Abend erfahre ich ... In Schweden hat man sich um mich gekümmert, daher gibt es neue Covid-Einreiseregeln. Habe ich mich etwa geirrt, war ich unaufmerksam? Also doch, ich brauche einen neuen PCR-Test. Ich gehe alle Varianten durch. Mit dem Test kann man wohl nach Litauen einreisen, dort am Flughafen in Kaunas einen neuen Test machen lassen und die Reise nach Schweden fortsetzen. Es stellt sich heraus, dieser Test würde mich fünfzig Euro kosten – aber wäre sein Ergebnis auch rechtzeitig fertig? Das ist die Frage. Der PCR-Test hüpfte vor meinen Augen wie ein verzaubertes Bonbon, du lutschst es einen Tag, den zweiten, den dritten, aber du kannst es nicht auflutschen. Schließlich klebt die Zunge daran fest.

Was ist das eigentlich – Freiheit? Vielleicht ist sie eine Art Beefsteak, das auf dem offenen Feuer gebraten werden muss? Pfeffern, salzen, eine Handvoll Worte, ein Dutzend Metaphern, Schmerz und Schreie darüber gestreut, etwas Wahrheitssoße aus dem Fläschchen? Ich weiß es nicht, ich erahne es nur. Vielleicht tanzt meine Freiheit, betrunken und nackt, mit bloßen Füßen in der heißen Pfanne? Immer wieder versuche ich sie zu verstehen, sie hin und her zu wenden, zu begreifen. Von Zeit zu

Zeit scheint es mir, als habe ich meine eigene geheime Formel für die Freiheit gefunden. Im nächsten Moment merke ich, dass ich mitten im Nebel stehe, der sich auch schon wieder verflüchtigt hat.

Drei Uhr nachts. Weil mir die westeuropäische Impfung fehlt, muss ich an der litauischen Grenze aus dem Bus Richtung Flughafen raus.

Der litauische Grenzbeamte stellt klar: „Dafür sind wir doch da. Neulich waren hier Sportler zu uns auf dem Weg, die haben wir auch nicht reingelassen. Keine Sorge, Sie bekommen schon Ihren Stempel der Kategorie ‚I‘ in den Ausweis, damit können Sie uns wieder besuchen.“

Ich bekam meinen Ausweis mit dem Stempel „MEDININKAI“ zurück, mit der Einreiseverweigerung und der Kopie einer Erklärung, die ich unterschrieb. Der Grenzbeamte führte mich nach draußen, wo es in Strömen regnete, und deutete in Richtung belarussische Grenze: „Sie müssen dorthin. Gehen Sie zum Licht. Aber Vorsicht, es ist ziemlich glatt.“ Ich dankte ihm für seine Fürsorge und erkundigte mich: „Vielleicht bringen Sie mich rüber?“ Der Grenzbeamte warf ein: „Würde ich ja gern, aber die Autos fahren nicht in die belarussische Richtung.“ Ich seufzte und lief durch das nächtliche Niemandsland zwischen zwei Ländern und fragte mich: „Sind denn wirklich alle Autos der litauischen Grenzer kaputt?“ Der Weg war eine einzige Eisbahn, der Regen hörte nicht auf. Allmählich wurde mir klar, ohne Abenteuer komme ich nicht an. Eine Zeit lang schaffte ich es, mich am Grenzzaun festzuhalten und nicht hinzufallen, aber manchmal verhinderten tiefe Pfützen, dass ich mich festhalten konnte. Im nächsten Moment rutschte ich aus, verlor das Gleichgewicht und krachte mit ganzer Wucht auf den Rücken. Während ich hinfiel, versuchte ich noch, wie die meisten Menschen, die nicht daran denken, dass sie sich ihre Knochen brechen könnten, mich mit den Händen abzustützen. Leider. Die linke Handwurzel durchfuhr ein verdächtiger Schmerz. Schon wieder – ein Bruch? Ausgerechnet, wie vor zwei Jahren,

als ich mir die Hand an der derselben Stelle gebrochen hatte, auch damals war es glatt. Auf dem Rücken mein Schriftsteller-Notebook im Rucksack, ich war direkt darauf gestürzt. War es entzweigegangen, wie meine Hand? Ich lag im Dunkeln zwischen den litauischen und belarussischen Grenzsoldaten und schaute in den Himmel. Keine Sterne zu sehen, es regnete noch immer. Und in diesem Moment kam es mir so vor, als sei sie hier, die lang ersehnte Freiheit – hier, auf neutralem Territorium. Wassertropfen rannen mir über das Gesicht und mir war, als tasteten die unsichtbaren Hände des Grenzbeamten meine Haut nach Covid-Symptomen ab. Mühsam erhob ich mich, lachte dumpf in mich hinein und lief auf den belarussischen Grenzsoldaten zu – „weg vom vergammelten Westen – in das belarussische Paradies“.

Dieser Text ist ein Ausschnitt aus der Kurzgeschichte „Meine Freiheit ist betrunken und tanzt nackt“. In voller Länge finden Sie den Text auf www.weiterschreiben.jetzt.

Foto: Siarhei Zhdanovich



Zmicier Vishniou, in Ungarn geboren, nach langen Jahren in Belarus nach Deutschland geflohen, ist Autor, Journalist, Verleger, Performer und Maler.

Berlin, 21. September 2022
Omar Al-Jaffal an Bilqis Soleimani
Im Haus meiner Großmutter hing ein einziges Bild von meinem Onkel an der Wand. Das Haus war im Bagdader Stil gebaut worden. Die Lichtstrahlen fallen durch die Decke auf die roten Fliesen, die milchigen Wände und das farbige Fensterglas. Unter diesem Bild saß gewöhnlich meine Großmutter, die aus dem Südirak stammte und auf ihrem ganzen Körper Tätowierungen trug. Mein Onkel blieb auf dem Bild all die Jahre ein junger Mann, während meine Großmutter immer älter wurde, immer mehr rauchte und Tee trank, der mit der Zeit immer schwärzer wurde.

[...]

Ich lernte Kriegsheimkehrer kennen, die im Krieg Teile ihres Lebens und ihres Körpers verloren hatten. Nur zufällig hatten sie den Krieg überlebt. Das waren die Dichter der Generation der 80er Jahre. Viele wurden gute Freunde. Sie zeigten mir die unsichtbar defekten Stellen in der Seele, die niemand vor ihnen gefunden hatte. Gebrochene Seelen, die das Nichts verherrlichten. Ich wurde einer von ihnen.

Aus dem Arabischen von Kerstin Wilsch

Lieber Frieden oder Liebe? Für mich lieber die Liebe

Joice Zau

Lieber Frieden oder Liebe? Für mich lieber die Liebe

Angelehnt an den Dichter Marcelino Freire sage ich so
wie er: Frieden ist nichts für mich

Ja genau, ihr habt richtig gehört!

Ich hasse den Frieden entschieden

Scheiß auf die Moral und die guten Manieren, auf die
Naturgesetze, die Zeit und Raum regieren

Ich hasse den Frieden, der Frieden ist nichts für mich

Frieden sagt mir nichts, Frieden repräsentiert mich nicht

Der Frieden ist nur ein Deckchen für ein verdrecktes
soziales Gefüge, Frieden ist vorgeschoben

Der Frieden tut so, als brächte er Freiheit, dabei macht
er uns zu Waren auf einem Fließband und überwacht uns
mit seinen Antennen

Der Frieden verursacht im Winter Schäden, im Frühling
kommt er mit einem blühenden Lächeln und stört unseren
Schrei nach Gerechtigkeit

Der Frieden zwingt uns, die Ströme von Tränen zu
schlucken, die aus uns hervorbrechen, sie zu trocknen,
und sagt uns: Vergesst es, kommt damit klar

Der Frieden ist eine hübsche Blume, die entsetzlich
stinkt

Der Frieden steht für eine Vergangenheit, in der wahre
Poesie sich nicht atmen ließ

Der Frieden ist die Illusion, die unsere Augen hypno-
tisiert und uns ermüden lässt vor der Wirklichkeit

Der Frieden sagt Krieg voraus und erwartet vom Thron
aus den Friedensnobelpreis

In unserem Sehnen und Streben nach Unabhängigkeit
trieb sich der Frieden als Geist herum und war am Ende
der strahlende Held

Er saß bequem in der ersten Reihe im Kino, während
seine Kugeln Blut über die Erde vergossen, und dann tauchte
er auf, nach dem Fest, diabolischer Mörser der Märtyrer

Wie Marcelino sagt, Frieden ist hübsch in den Medien,
Frieden ist blass, Frieden ist weiß



Helena Uambeme, „Here lies the unknown soldier“,
Foto einer Performance, 2020



Helena Uambeme, „O carpinteiro“, Foto einer Performance, 2018

Der Frieden schläft nicht in unseren Musseques,
liegt nicht auf unseren Tellern, kommt nicht aus unseren
Wasserhähnen und tanzt nicht in unseren Mägen

Der Frieden war nicht da, als mein Lächeln verstummte
und mein Schrei verklang

Sei kriegerisch, um des Friedens willen, sei noch einmal
kriegerisch, um ihn zu erhalten

Das Streben nach Frieden lässt Sprachlose in der Stille
der Dunkelheit sprechen, lässt am Ende des Morgenrots
der neuen Zeiten Gehörlose tun, als könnten sie hören,
Blinde, als könnten sie sehen, und wir sind keinen Schritt
weiter und nicht einmal die Sonne scheint

Der Frieden schenkt uns ein Stück Lüge

Der Frieden ist Alpha und Omega jedes Krieges

Der Frieden löst einen Kreislauf des Schreckens aus

Lieber Frieden, ich habe Fragen an dich, sieh mich
an und gib Antwort:

Wo warst du, als die verzweifelten Menschen nach einem
Serum zum Überleben suchten in diesem grausamen
Lebenstableau?

Wo warst du, als Tausende Knüppel in die Vulven der
versklavten Frauen gerammt wurden und ihre Seelen
verstümmelten?

Wieso hast du dich in den Krieg verliebt und nicht in die
Liebe?

Ich will keine Synonyme hören, Antonyme oder lingu-
istische Signifikate, ich will nur wissen, wieso der Frieden
so tut, als sei ihm nicht alles egal?

Wieso verhält er sich wie eine Atomenergie? Sauber,
verschmutzt nicht die Umwelt und ist doch gefährlich und
tödlich, friert eine ganze Nation ein und lässt die Dichtung
versteinern, sobald seine Strahlung die Erde umarmt

Sag mir, Frieden:

Willst du, dass ich dir nach all dem wirklich die Ehre erweise?

Willst du, dass ich mich der Ironie von Bukowski entkleide? Feucht werde bei den Metaphern von João Tala?

Dir zu Ehren die Blumen der Lyrik António Jacintos pflücke? Nein, lass die Liebe das machen

Während der Frieden jahrhundertlang Allgemeingültigkeiten kaschierte, nur große Dichter gelesen wurden und Pepetela, man sich nur nach den Meistern des Wohlstands, der Fülle streckte, kam die Liebe und legte die Allgemeingültigkeit vor die Tür unserer Peripherie

Heute inspiriert uns die Poesie der Musik aus der Kehle von Giovanni Majestade und der Schrei nach Freiheit aus der von Jessy Samussuku

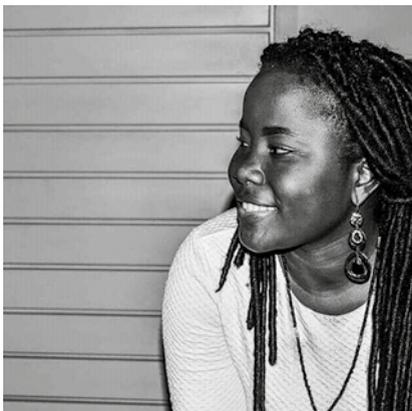
Der Frieden macht uns zu Zahlen und Statistiken, die Liebe macht uns zu Prosa, zu Verben des Guten

Der Frieden besteht auf Symbole

Die Liebe legt Wert auf das Volk und das Land

Deswegen bin ich für immer für Liebe und nie, niemals für Frieden.

Aus dem angolanischen Portugiesisch von Michael Kegler



Joice Zau ist Dichterin, international ausgezeichnete Slam-Poetin, Aktivistin und bildende Künstlerin. Sie lebt in Luanda, Angola.

Foto: privat

Alle Ausgaben des *Weiter Schreiben* Magazins zum Nachlesen



weeterschreiben.jetzt/magazin

Der Wasserschnneider

Mein Onkel Tibo war ein Wasserschnneider. Er schnitt anderen auch gern den Weg ab ... und Kehlen durch! „Das Wasser schneiden“ heißt lügen. Aber es sind keine alltäglichen, gemeinen oder interessegesteuerten Lügen. „Wasser schneiden“ bedeutet, auf kunstvolle Weise zu lügen, um die Zuhörer zu erheitern. Es bedeutet, lustige und unwahrscheinliche Geschichten zu erzählen, aber es so gut zu machen, als würde man das Unmögliche schaffen, *Wasser zu schneiden!* Das Publikum ist nicht dumm, aber es lässt sich von der Verwegenheit und der Ausdrucksfähigkeit des Wasserschnegers begeistern. Es hört mit Freuden zu und lacht ausgiebig. Wie stellt ihr euch also den Wasserschnneider bei seiner Aufgabe vor: Geht er auf dem Wasser wie der Gott Israels? Der das Wasser unter sich entzweischneidet, wie in dem Moment, als er das Rote Meer teilte und für Moses und sein Volk einen Weg schuf? Im Wasser? Wie einen Dschungelabenteurer, der sich seinen Weg bahnt, indem er die Lianen zerteilt? Neben seinem zu zerschneidenden Stück Wasser? Wie einen Händler hinter seiner Auslage, der hier und da eine Scheibe abschneidet? Mir selbst fällt es schwer zu wählen. Ich kann ihn mir aber gut dabei vorstellen, wie er Wasser schneidet und die Wassersplitter durch die Luft schießen wie Lachsälven. So ein schöner Anblick!

Zum Wasserschnneiden braucht man Talent. Der Wasserschnneider ist ein Künstler. Einer, der Lachen schafft. Meinem Onkel konnte dabei niemand das Wasser reichen. Sobald seine große Gestalt irgendwo auftauchte, liefen Frauen und Kinder herbei, umringten ihn und jubelten ihm zu, noch bevor er sein erstes Stück ... Wasser abschnitt. Die Männer waren ein wenig zurückhaltender und blieben abseits stehen, doch nah genug, um keine von

Tibos pikanten Anekdoten zu verpassen. In Wahrheit beneideten ihn manche Männer. Der Künstler hatte alles, gutes Aussehen und ein flottes Mundwerk. Und er war frei, da er bislang jedes der Heiratsangebote, die ihm regelmäßig unterbreitet wurden, abgelehnt hatte. Wie er diese Freiheit nutzte, schien als Einziges für Zwietracht und manchmal für Spott zu sorgen. Tibo verließ regelmäßig das Dorf, ohne sein Ziel preiszugeben. Es konnten mehrere Wochen vergehen, bevor er wieder auftauchte, dann ein oder zwei Mulis vor sich hertreibend, die mit Säcken voller Lebensmittel und Geschenken beladen waren.

Für das Dorf war es ein Fest. Die Frauen bekamen hübsche bunte Tücher, Glasschmuck und Spiegel, die ihr entzücktes Lächeln reflektierten. Die Kinder taten sich an fremdartigen Leckereien gütlich. Nur die Männer, darunter mein Vater, verschmähten die schönen Gebetsmützen oder die Nahrungsmittelrationen, die der Reisende ihnen zudachte.

[...]

Ich war etwa zehn, als Tibo verschwand. Er blieb ganze fünf Jahre weg. Die ersten beiden Jahre machten wir uns Sorgen. Uns fehlten das Lachen und die Geschenke. Und auch seine Arbeitskraft, da er an einem Tag ein ganzes Feld abernten konnte! Wir beschwerten uns über seinen Egoismus. Wie konnte er der Familie seine starken Arme vorenthalten?

Und dann vergaßen wir ihn.

Zum Wasserschnneiden braucht man Talent. Der Wasserschnneider ist ein Künstler. Einer, der Lachen schafft. Meinem Onkel konnte dabei niemand das Wasser reichen.

Berlin, 11. Mai 2022

Rabab Haidar an Aristide Tarnagda

Wir verloren die Beherrschung, wir weinten vor Wut, wir lachten. Traurig waren wir nicht, denn Traurigkeit war ein Luxus, Traurigkeit braucht Freiraum, den es in einer Zeit des Chaos und der Täuschungen nicht gibt. [...]

Manchmal frage ich mich, ob ich überlebt habe oder ob sich nur etwas in mir verschoben hat, damit ich weiterleben kann.

Kaya, Burkina Faso, 19. September 2022

Aristide Tarnagda an Rabab Haidar

Ich schicke Literatur, Kunst und Schönheit dorthin, wohin andere Reis, Mais und Kleidung oder auch Mitleid schicken. [...]

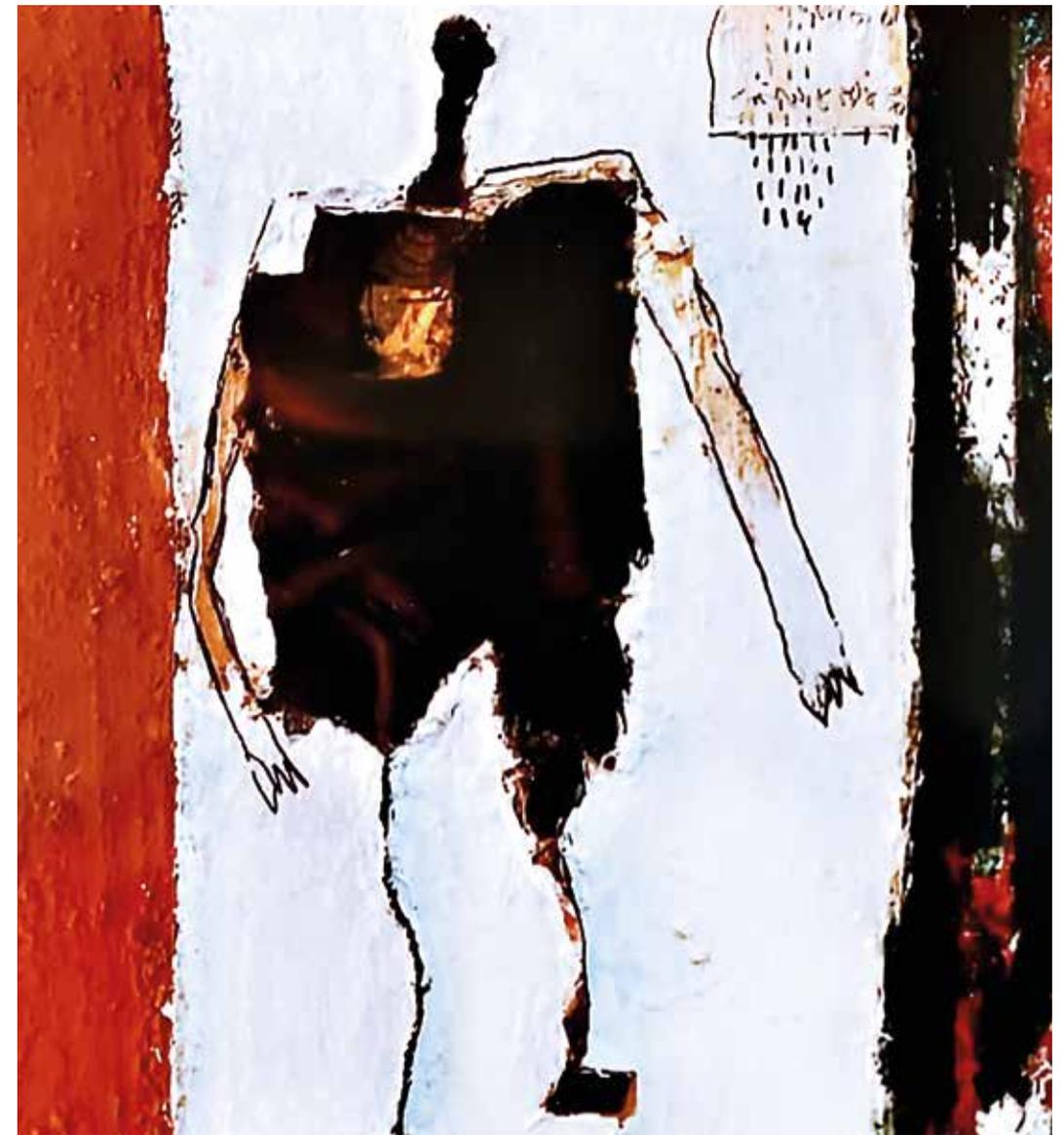
Diesmal sind wir in einem Lager für sogenannte personnes déplacées internes (Binnenvertriebene), abgekürzt PDI. In diesem Begriff liegt die ganze Tragödie. Was für eine Bezeichnung für unsere Brüder, unsere Schwestern, unsere Mütter, unsere Väter, die von ihrem Land verjagt wurden! Die ansehen mussten, wie ihre Habe geplündert oder verbrannt wurde!

Aus dem Englischen von Anne Emmert
Aus dem Französischen von Claudia Steinitz

Mit der Zeit verblasste sein Gesicht in meiner Erinnerung. Meine Mutter, die ihren Schwager mochte, erzählte mir weiter von ihm. Sie erzählte mir zum Beispiel, dass mein Onkel besser als jeder andere das missgelaunte Baby, das ich war, zum Lachen bringen konnte. Dafür musste man kein Wasser schneiden. Ein paar Kitzeleien, begleitet von lauten Küssen, und mein unstillbares Lachen endete mit einem Schluckauf, bei dem ich fast erstickte. Dann kam meine Mutter angelaufen, riss mich aus den Händen des Wasserschneiders und pustete mich an, um mich zu beruhigen. Mein Onkel ging lachend davon und machte sich über sie lustig. Diese lebendig gehaltene Erinnerung malte das Bild eines freundlichen Riesen, den ich zu meinem Helden erkor. Die anderen mochten ihn vergessen, in mir würde er weiterleben. Ich nahm mir auch vor, sein Haus instand zu halten, dessen Wände bröckelten. In der Regenzeit riss ich das Unkraut heraus und in der Trockenzeit füllte ich die Mauerrisse mit Lehmklumpen, die ich am Flussufer sammelte. Man spottete über mich. Ich ignorierte es.

Obwohl böse Zungen geflüstert hatten, dass er tot und begraben sei, tauchte Tibo irgendwann wieder auf. Seine Rückkehr war alles andere als ein Triumphzug. In dem Jahr lief nichts richtig. Trotz der harten Arbeit hatten die Felder nicht viel hergegeben. Die kleine Ernte war vor der nächsten Regensaison aufgebraucht. Die besonders weitsichtigen Mütter hatten noch etwas, das sie aus ihren Tonkrügen kratzen konnten, ein paar letzte Getreidekörner oder Hülsenfrüchte, um ihren Kindern ein bescheidenes Mahl zu bereiten. Schon morgens gingen die Blicke zum Himmel und hielten Ausschau nach den kapriziösen Wolken, die sich nicht recht ballen wollten, um endlich die rettenden Tropfen auf den ausgedörrten Boden fallen zu lassen, ein paar essbare Blätter wachsen zu lassen und Hoffnung und Lebensfreude zu schenken.

Eines Abends, als die Sonne sich gerade hinter die Hügel verabschiedet hatte, bemerkte ein junger Hirte einen Fremden am Eingang zum Dorf. Aufgeregt lief er zum Patriarchen:



„Trio“, Mixed Media, Leinwand mit gefundenen Gegenständen (Reifen, Kordel, Kohle, Farn) und roter Erde, 2020

„Ein Mann kommt! Er ist groß, ein Riese! Der Hirte war zu jung, um sich zu erinnern, aber der Alte begriff, dass es Tibo sein musste. Er wunderte sich, dass der Junge keine mit Säcken beladenen Mulis erwähnt hatte. Dennoch alarmierte er die Dorfbewohner, die dem Reisenden hoffnungsvoll entgegengingen. Das Fehlen vollbepackter Vierbeiner überraschte

alle. Verärgert widmete sich jeder wieder seinem Hunger.

An den folgenden Tagen bemühte sich Tibo, seine Hütte in Ordnung zu bringen. Trotz meiner Bemühungen, zu denen er mich beglückwünschte, mussten die Wände und vor allem das Dach ausgebessert werden. Als die Arbeiten beendet waren, schloss mein

Onkel, dessen Schweigsamkeit im Kontrast zu seiner ehemaligen Redseligkeit stand, sich zu Hause ein, schlief tagsüber und kam erst nach Einbruch der Nacht heraus, um sich an einen unbekanntem Ort zu begeben. Sich so zurückzuziehen sah ihm nicht ähnlich. Keine Geschichten mehr, keine Wasserstücke, die geschnitten wurden, kein Lachen mehr, um in diesen schweren Zeiten den Hunger zu überlisten.

Als die beiden Fremden ins Dorf kamen, hatte sich bereits jeder an den neuen Tibo gewöhnt und niemand stellte eine Verbindung zwischen den Besuchern und ihm her. Die beiden Männer wurden empfangen, wie es

Er war stark. Aber bei zehn gegen einen hatte er keine Chance. Das Seil war kräftig, die Arme auch. Dem Wasserschneider war die Luft ausgegangen.

die alten Regeln der Gastfreundschaft verlangten. Sie waren am frühen Abend gekommen. Der Wasserschneider hatte wie gewohnt das Dorf verlassen. Sie wurden beim Patriarchen empfangen, man bot ihnen zu trinken und zu essen an. Dann unterhielten sie sich mit allen Dorfweisen, bevor sie wieder aufbrachen. Das erschien nicht wenigen Beobachtern äußerst seltsam. Einen Gast nachts gehen zu lassen, ihn nicht zu überreden, bis zum Morgen zu bleiben, war ein Verstoß gegen unsere Lebensart. Zu normalen Zeiten hätte der Patriarch nie eine solche Taktlosigkeit begangen. Kein gut erzogener Gast hätte zudem auf den Aufbruch bestanden, wenn ihm eine Schlafstatt für die Nacht angeboten wurde. Es musste eine besondere Situation gewesen sein. Es drang nichts von dem Gespräch durch, aber schon

am nächsten Tag verließen drei Männer für drei Tage das Dorf. Ich hätte diese Ereignisse meinem Onkel gegenüber erwähnen sollen. Ich war die Einzige, die er an sich heranließ. Ich fegte sein Zimmer, füllte seinen Canari mit Trinkwasser und stellte einen Teller Tô vor seine Tür, wenn es uns gelang, ein wenig Mehl für dessen Zubereitung aufzutreiben. Dann aß er, bevor er in die Nacht verschwand. Sicher waren die Gelegenheiten, mit ihm zu sprechen, selten. Doch wenn ich begriffen hätte, was sich zusammenbraute, hätte ich ihm von dem eigenartigen Besuch und der folgenden Reise der drei Abgesandten berichtet.

[...]

Unsere Ära war die Zeit des Sklavenhandels. Manchmal erreichte uns das Echo dieses Handels mit „Ebenholz“ wie von einer Tragödie in weiter Ferne. Wir lebten in einer geschützten Zone. Die Diebe wussten, dass nicht jedes Ebenholz verkäuflich war. Der mächtige König der Mossé sah den Menschenhandel nicht gern. Er verschloss die Augen, solange es nicht seine Untertanen betraf, wurde aber ungemütlich, wenn die Händler auf seinem Land tätig wurden. Sich an Mitgliedern seiner Familie zu vergreifen war Majestätsbeleidigung, die mit dem Tod bestraft wurde. In diesem Wissen lockten mein Onkel und seine Komplizen sie für ihre Razzien aus seinem Königreich. Eine Nichte des Königs war zu Besuch bei ihrer Tante, die seit ihrer Heirat in einem weit entfernten Landstrich lebte. Das Mädchen war nach draußen gegangen, um auf einem Feld in der Nähe der Behausungen Okraschoten zu pflücken. Die vorbeikommenden Schmuggler entdeckten sie und wollten sie entführen. Doch sie hatten Pech. Die Schreie des Mädchens alarmierten die Dorfbewohner. Die Gauner wurden von Dorf zu Dorf gejagt. Manche wurden geschnappt. Mit ihnen wurde kurzer Prozess gemacht. Mein Onkel konnte entkommen, seine Spur wurde aber bis zu uns verfolgt. Die beiden Fremden, die unser Dorf besucht hatten, waren Abgesandte des Königs der Mossé. Ihre Botschaft war eindeutig. Die Herrschaft verlangte ein Bußritual.

[...]

Mitten in der regenmilden Nacht hatten die zehn Vollstrecker ihre Lager verlassen. Auf leisen Sohlen hatten sie die Hütte meines armen Onkels umstellt. Sie hatten die Tür eingeschlagen, ihn im Schlaf überrascht. Zehn gegen einen.

Er hatte sich sicher gewehrt. Er war stark. Aber bei zehn gegen einen hatte er keine Chance. Das Seil war kräftig, die Arme auch. Dem Wasserschneider war die Luft ausgegangen.

Ich gab dem Regen die Schuld. Er hatte Tibo gezwungen, nachts zu Hause zu bleiben. Sonst wäre er nicht im Dorf gewesen und nichts wäre geschehen. Er hatte die Schritte der Angreifer übertönt, als sie zu seiner Hütte kamen. Er hatte es ermöglicht, leicht ein Grab auszuheben. Ich gab dem Regen die Schuld.

Doch dieser kümmerte sich nicht um meine unnütze Wut und setzte erneut ein. Meine Mutter lief hinaus, um ihre Sachen hereinzuholen. Ich saß hinten in der Hütte und schaute durch die offengebliebene Tür auf den dichten Vorhang aus Tropfen. So viel Wasser, und niemand mehr, um es zu schneiden.

Der Text ist ein Ausschnitt aus der Kurzgeschichte „Der Wasserschneider“. In voller Länge lesen Sie den Text auf www.weiterschreiben.jetzt.



Monique Ilboudo ist eine international anerkannte Romanautorin, Journalistin, Frauenrechtlerin, Politikerin und Botschafterin. Sie lebt in Ouagadougou, Burkina Faso.



Weiter Schreiben .jetzt

Zum fünfjährigen Jubiläum von *Weiter Schreiben* erschien 2022 die Hörbuch-Anthologie „**Weiter Schreiben – (W)ortwechsell. Literarische Begegnungen mit Exil-Autor*innen**“ im Hörverlag, herausgegeben von **Dima Albitar Kalaji, Christiane Collorio und Annika Reich**.

„Was für ein phantastisches Projekt! [...] Eine Zwischensumme des von Annika Reich geleiteten Unternehmens bietet jetzt ein breites Panorama von Stimmen und Formen als fast zehnstündiges Hörbuch.“
— Frankfurter Allgemeine Zeitung

Fünf Jahre, 12 Länder, über 60 Autor*innen in Original und Übersetzung – erstmalig kommen sie in diesem Hörbuch zusammen, erstmalig hören wir ihre Stimmen gemeinsam.

Hier reinhören und bestellen:



„In der syrischen Diktatur habe ich von klein auf gelernt, wie ich auf dünnem Eis laufen muss. Wir standen vor der Wahl: Entweder wir brechen es oder wir brechen ein.“ Dima Albitar Kalaji

Autor*innen aus Eritrea, Belarus, Burkina Faso, Iran, Irak, Afghanistan, Syrien, Ägypten und Angola erzählen in ihren Texten von der Illusion der Tragfähigkeit und der Brüchigkeit des Lebens in ihren Ländern und im deutschen Exil. Der Austausch zwischen ihnen zeigt, dass die Realitäten in unserer globalisierten Welt miteinander in Berührung kommen können. Wie menschlich berührend und politisch wichtig das ist, schreibt die iranische Autorin Bilqis Soleimani in ihrem Brief an den irakischen Autor Omar Al-Jaffal: „Der Dialog ist das Gegengift der Diktatur.“

Mit Bildern von:

Fatma Abodoma, Forough Alaei, Fedor Andreev (Pseudonym), Diero Issouf, Schore Mehrdju, Nadia Mounier, Helena Uambeme



weeterschreiben.jetzt

